

Splitter

DIE NACHT

Der völlige Mangel an Bewegung bringt die Zeitlosigkeit hervor. Das pulverisierte Nachtlicht über der Stadt kennt keine Veränderung, verunmöglicht jede Perspektive, selbst die, welche als ihr Fehlen Aussichtslosigkeit genannt wird und den Blick in die Dunkelheit öffnet.

Den Blick durchs Fensterkreuz wirft jenes Nachtlicht zurück. Neben dieser Art von Schattenwurf, den des Fadenkreuzes in das Auge des Jägers, gibt es keinen Schatten, kein noch so leichtes T, das an der Wand oder, zu einem Z zerrissen, auf dem Tisch sichtbar wäre, um so den Ort der Zeit, die Nähe des Morgens, anzuzeigen.

Das so dem Hallenlicht ähnliche der Nacht erlaubt nicht die Vorstellung eines Raumes oder einer Beschaffenheit jenseits der Halle. Ähnlich der Unendlichkeit holt es jeden Versuch, etwas über sie hinaus zu entwerfen, schon vor seinem Anfang ein. Kein Flimmern erzeugt auch nur die Täuschung, daß es sich nur um eine Einstellung handle, um ein Bild, und mit ihr die Erwartung seiner Vergänglichkeit.

Die Pulverisation des Lichts bedeutet sowohl eine Zersetzung als auch eine Konservierung desselben. So ist ihm die Fähigkeit, das Maß der Zeit zu sein, aber auch jenes leise Flimmern als Ausdruck einer dem einfachen Schattenwurf fremden Zeitlichkeit entzogen. Die Vorstellung einer Lichtquelle ist widersinnig. Diesem Licht entsprechend ist nur die pulverisierte Wahrnehmung des Schlaflosen. Ihr fehlt in derselben Weise jedes Zentrum. Jener beobachtet nicht, setzt doch dieser Akt einen Ort voraus, der die Sicherheit zu solchem Sehen gewährt, zum Beispiel die Katzentragheit als eine Art Hinterhalt.

Das pulverisierte Nachtlicht über der Stadt nimmt den Schlaflosen völlig ein, kehrt das Zielfernrohr zwischen dessen Auge und dem Fensterkreuz gegen den auf die Matratze Gebannten. Keine Unklarheit, kein dunkler Fleck hinter seinem Auge, wirft auch nur so viel Licht wider die Nacht zurück, daß sein Bewußtsein dahinter Schutz finden könnte.

Die Klarheit ist absolut.

DER KAHLE KASTANIENBAUM

Seine dünnen Finger wiegen das bißchen kalten Wind, halten es, als könnte es zu Boden fallen, versuchen, es zu fassen, und sind gefroren dabei, lassen aber nicht nach, und wenn es auch nur noch die Pose ist, die von ihrem Bemühen bleibt in der allesdurchdringenden Kälte.

Sein ganzes Wachstum, die in die Höhe getriebenen Äste, und all die Verzweigungen, das zartere Tasten an den äußersten Enden, sie helfen nicht gegen die Leere der Kälte, welche das dünnstimmige Zischeln der Büsche besser zu verbergen vermag.

Seine Fingerkuppen sind so steif, daß sie die Kälte nicht zu erfühlen vermögen, um dann von ihrem steten Versuch, sie zu begreifen, abzulassen.

Seine Früchte liegen unter dem Schnee, und gibt es ein paar Tautage, wo die Amsel auffliegt und zu sehen ist in seinem Geäst, schauen sie glanzlos aus dem steifweichen Morast, kein Kind bückt sich mehr nach ihnen.

Seine Finger aber finden keine Rast, sie greifen gleich starr, und ihr Griff wird in diesen wenigen Tagen nicht weicher.

Auch wenn es die ersten des Frühlings sind, werden sie erst begreifen, wenn seine Wurzeln ihnen als Saft geben, was dann schon seit Wochen sein Geäst füllt.

DIE WALNUSS

Die Aufmerksamkeit fällt nicht zwischen zwei Schenkel oder in die Tiefe um einen Stiel, bevor sie sich wieder bemüht um die Wahrnehmung der Frucht, der geschnitzten Statuette.

Die Zurschaustellung bannt sie, hält sie befangen hinter der Beschriftung an der Verglasung. Das schlichte Aufklauben verhindert jenes Zögern, das sie erst hervorbringt.

Also entgeht sie jeder schnellen Befriedigung, Beschriftung oder Berührung.

Zwei längsgenarbte Schilder, Spuren eines einstigen Kampfes, liegen

fest aneinander, so als hätten sich deren Träger zur Versöhnung zwischen ihnen verschlossen.

Eine dunkle Naht verläuft auf der Höhe ihrer aneinandergelegten Ränder, die einzig leicht beschreibbare Linie, eine Art Grenze ohne Diesseits und Jenseits.

Die Aufmerksamkeit wird an ihrem einen Ende auf einen fein geschnittenen Spitz entlassen, an ihrem anderen durch ein unverbrüchliches Schweigen verhöhnt.

Beidseitig der Höhe, des Wulstes ihrer Ränder, liegen an deren Fuß Spuren der Arbeit ihres Verschlusses, tiefere Höhlen, Fundorte ihres früheren Lebens.

Dort lagern die schwarzen Reste der grünen Schale, welche sie vor ihrer Verhärtung geschützt und gebettet hat. Nur die Erde wird dieser darin gleichkommen, sie betten und erweichen nach ihrem Fall.

Schnell öffnet sie sich nur der Gewalt, am Markt oder in der Sprache, die sich ihrer Schweigsamkeit zur Versinnbildlichung bedient.

Geöffnet bietet sie den Anblick zweier zusammengewachsener Lungenpaare, getrennt nur vom dünnen Rest zarter Flügel, so als hätte sich der Atem zweier Liebenden in ihr gemischt und ein Engel zwischen diesen gewohnt, bevor sie je geöffnet wurde.

Auch hier verfault sie, bis nichts bleibt als Sprache, oder was sie als ihresgleichen hervorgebracht hat, das Gedicht, ihr anverwandelt, wird nur ein Rest mehr sein in einer Vertiefung ihrer buckligen Schilder.

Verhärtet zum Symbol ruht die einstige, künftige Fruchtbarkeit.

DEIN OHR

Es verweigert die Berührung und gleicht so der Mimose, wenn auch sein Unmut nicht in einem Zusammenfallen sondern einem Wegdrehen Ausdruck findet.

Leicht nach vorne geöffnet, bietet es der Empfänglichkeit mehr Raum. Eine größere Empfindlichkeit als deren Grund und Folge gibt ihm sein scheues Wesen.

Gern verbirgt es sich zwischen den Haaren. Mit dem Wort Ängstlichkeit kann die hervortretende Rundung von ihrem Mittelpunkt aus beschrieben werden.

Sein oberer Rand beugt sich leicht unter einer nie nachlassenden Last. Das Bein eines sich unter den Herzscläglen der Mutter duckenden Embryos steht als dessen einzig sichtbares Glied im weicheren Fruchtfleisch.

Es ist, als beschatte sein oberer Rand alles Gehörte. Ein Vorhang von Haaren schützt es zudem vor dem Entrinnen.

Liegt es frei, so scheut sich die Sprache und wird doch immer wieder angezogen von seiner Schutzlosigkeit. Die auf die Scham gelegte Hand als Gebärde erscheint in ihm als Form wieder.

Der Grund des durch einen unwiederholbaren Gewaltakt geöffneten Gehäuses glänzt perlmuttartig. Hier spiegelt sich das Gesagte, ohne Einlaß gefunden zu haben.

Doch keine Ohr läppchenträgheit oder -zartheit unterstützt auch nur die Illusion, daß es von Innen herauswachse. Es stützt sich mit einer kleinen, runden Basis, auf der das weichere Fruchtfleisch ruht.

Derart verwachsen, trägt es sein Geheimnis offen unter dem schwachen Schutz der Haare, deshalb auch seine Befangenheit.

DIE AMSEL

Ein Aufhören, Aufrichten, ganz in Schwarz ein Atemzug Aufmerksamkeit.

Ein Innehalten im gelben Schnabel, in den Krallen ein Verharren,

zarter als fest.

Ein Hören nach Innen und Außen im Auge.

Dann, duckt sie sich unter die eigene Höhe, taucht für ein paar kurze Züge der Erde entlang, dem festgetretenen Hofboden, ein knapper Hieb mit dem Schnabel, ein Blick, dann noch zwei.

Die Sprache wippt nach, sie aber steht schon wieder still, im blättrigen Lehm des Nachwinters.

Sie schlägt ihn ab, mit einem trägen Geflatter, schräg hinauf und über die Mauer hinweg.

Kein Laut, sie hinterläßt nur das wirre Umsichgreifen geschnittener Sträucher, ein leeres Bild.

Erst am Abend wird ihr Gesang es füllen, wenn sie, schwarz in schwarz mit dem Kastanienbaum, von seinem Wipfel einen Frühling verkündet.

ADALBERT

Er sitzt seine Zeit ab, ohne zu warten, er hat seine Lösung gefunden, seine knappste, gekappte Form.

In seinem Sitzen sind die Gänge von früher ins Holz aufgehoben, ähnlich wie im Baumstrunk das einstige Wachstum des Baumes.

Seine Unterarme liegen auf seinen Schenkeln, zwischen diesen beiden Paaren hat sich der größte Teil seines Lebens zugetragen als Stützen, Heben, Stemmen, Schlagen, Brechen oder Fallen.

Seine schmalen Schultern werden erst in den Oberarmen breit, durch sie fallen sie, müde geworden, auf die Schenkel. Diese tragen ihr Gewicht zu den Knien, welche die dafür zu kräftigen Füße stützen.

In seinen Daumen bringt dieses Mißverhältnis eine Wiederholung hervor, ein leichtes Reiben des einen auf dem Rücken des anderen. Manchmal treibt auch ein Baumstrunk feinste Zweige, ein Erinnern an die ersten Bewegungen und ein Hohn dem späteren, einstigen Wiegen im Wind.

Den Hauptsatz zu diesen Gliedsätzen gilt es noch zu finden, ihn bildet sein Rumpf.

Er berechnet das Getane nochmals, die Größe der Spannung, die Neigung des Hangs, dann die Wahrscheinlichkeit und den Verlauf des Falls, die Möglichkeit auszuweichen, den zu vermeidenden Schaden und den Gewinn.

Sein Rumpf schweigt dazu, bis er sich ihm wieder zuneigt, seiner inne wird und das Erzählte erst an ihm als solches wahrnimmt.

DIE HECKE

Der Wind blättert in ihrem Gebüsch, greift manchmal ins niedrige Laub, manchmal in einen Wipfel, wahllos, ohne bestimmtes Interesse.

Die Wärme staut sich in ihr zu einer Art Wall, sein Flechtwerk bilden verschiedenste Pflanzen, vereinigt in scheinbarer Unordnung auf schmalen Raum.

Kein Wald bringt so viel Intimität hervor oder teilt ihre Vorliebe für Rosengewächse, eine Schwäche für Poetisches, dorniges Beerengebüsch.

Findet sie nicht einen sorgfältigeren Leser als den Wind?

So in sich verflochten ist sie ein Schutz dem, was außer in ihr nicht leben kann, so dem Neuntöter.

Er nistet in ihrem Gezweig, spießt auf dessen Dornen seine Nahrung auf, Fliegen, Käfer, Raupen, Schmetterlinge und Schnecken.

Er ist deswegen verfolgt worden, so leidenschaftlich, als hätten seine Jäger ihre Mordlust durch seine Ausrottung rächen wollen. Jetzt geht er mit ihr, seinem Schutz, verloren oder lebt in ihr

unbehelligt, selbst der Verfolgung beraubt.

Wo die Flurbereinigung sie nicht erreicht hat, liegt sie verlassen, versunken in träges Brüten, keine Leidenschaft erwacht jetzt an ihr. Kein Frühlingswind bewegt ihre Schatten, kein wütendes Zerren, Gurgeln und Bellen, kein selbstvergessenes Nachschlagen, der Neuntöter schweigt.

Selbst kein nachlässiges Blättern, Fallen eines Zettels.

Das Schweigen stockt in ihren dunkelsten Knäueln, wo es als Verhängnis noch spricht.

Von einer Unentschiedenheit im Wachstum, einer Verzweigung, dann von Beschneidungen, bis sich das Wollen verdichtet und in Erinnerung an seine frühere Kraft junge Äste treibt.

Als kurzes schwarzes Schlagen, als befreite es sich in ihm, sitzt der Neuntöter auf einem ihrer Wipfel, bricht dann hinab in ihren Schutz als ein schwirrender Fall.

Steht sie, auch von ihm verlassen, kahl, gleicht sie einer ausgeräumten Bücherwand.

DIE SCHLÜSSELBLUME

Das Maßvolle des ersten Frühlingsbeginnen wird in ihr gebrochen. Dem entschlossenen Himmel antwortet die gebleichte Erde mit einem Zögern.

Sie aber schaut gleich vielfach auf zu ihm und über das verhaltene Gras den Hang hinunter.

Ihre Augnäpfe sind weit offen, je ein Sehstab führt tief hinein in zartgrüne Kapseln.

Keine Voreingenommenheit, kein Ansiehhalten, auch keine Üppigkeit.

Denn der Himmel ist wieder so jung wie sie, nur in ihren Blättern behauptet sich die Erde.

Diese gibt ihnen eine gerunzelte Haut, erinnert sie so an die Sparsamkeit, zu der die Kälte zwingt.

In einem langen Stengel sucht sie ihr zu entkommen, sucht Nahrung im wärmeren Wind.

Dort öffnet sich jener zu einer Art Blütenboden, zu einem fünfblättrigen Kelch für ein Vergißmeinnicht.

Doch sie läßt dessen blasse Treuseligkeit, entfaltet sich in einem Bündel von Stielen.

Dann nochmals die länglichen Kapseln, füllfederhaltende Finger, und nochmals die unbezähmte Mehraugigkeit.

Ihre gelben Blicke erst erschließen dem Himmel sein Blau.

DEIN RÜCKEN

Er steigt aus einem Badtuch, dem anfänglichsten Luxus eines Hotels in Mohaç.

Keine Anstrengung kann ihm einen geeigneteren Anfang geben, selbst der Ansatz, den ihm die Natur gibt, kommt dieser Beliebigkeit nicht gleich.

Jede Absicht ist durch die Sinnfälligkeit seines Übereinkommens mit einem Textilgestalter anspruchsloser Art widerlegt.

Gleichzeitig läßt es folgende Illusion entstehen.

Aus dem eingeschlagenen Bord des Tuchs, anschiemig geworden nach der Steifheit der ersten Berührungen, wächst das Fossil einer nicht zu benennenden Blume.

Ihr knotiger Stengel ist in eine seichte Mulde gebettet, biegt sich, verschämt, im Bewußtsein seiner Schönheit.

Ihn begleitend, bildet beiderseits eine längliche Erhebung den ausgeprägtesten Teil ihrer Blätter.

Eine genauere Erkennbarkeit verweigernd, überläßt sie deren Umschreibung der Zuhilfenahme bestimmterer Formen.

Ihre Blätter liegen also ähnlich einem Hochland an einer sich nach oben weitenden Senke, wölben sich ähnlich dem Salbeiblatt, um dann im weichen Gestein wieder zu versinken.

In einer leicht bewegten Rundung flieht dieses von beiden Seiten dem Stengel zu, dieser verdickt sich hier zu einem krugförmigen Blütenboden.

Der Hals aber teilt nur im Duft die Illusion, die dem Badtuch eines Hotels in Mohaç entstiegen ist.

DER HOLUNDER

Aus dem Geröll von verfallenem Mauerwerk ragt ein armlanger Stock, ein faustdicker Knüppel, aus ihm biegen sich schwere Bogen, darauf stecken Lanzen, senkrecht aufgepflanzt, dann tragen feinere Bogen wieder dünnere Pfeile, dazwischen stehen schlanke Speere und biegen sich zarte Spieße.

Die leichteren, sonnengebleichten Waffen, besetzt mit dunklen Nieten, treiben bei den Augen, die ihr Holz je nach Art in verschiedenen Abständen zieren, paarweise grüne Sprosse, Federschmuck.

Nur die schwereren Bogen und Lanzen tragen die Spuren des Alters, Rillen und Lippen, die in einem vielfältig sich wiederholenden Fluß Wundmale bilden, schmälere und offenere Scheiden, Rinnsale früherer Gewitter.

Am Stock aber, wo der Schutz dieser Leidensgeschichten aufbricht, zeigt sich das nackte Holz, geschwärzt von der Zeit.

Das Wort gleitet daran ab, verliert den Sinn für das Ganze an ein noch dunkleres Astloch.

Der Verfall hat diese Waffensammlung angelegt, aus einem Holz, das sich wie kaum ein anderes zur Herstellung von Waffen nicht eignet.

DER RABE

Am Rand eines Weinbergs stellt er sich unumwunden als Frage.

Ein leichtes Seitwärtslegen des Kopfes und der schwarze Vogel wird zur Frage.

Jede Antwort zwingt ihn zur Flucht, jede Antwort kommt ihm zu nahe.

Für die Zeit einer Atempause nur glänzt sein dunkles Auge im glatten Gefieder, sträubt sich der Wind an seiner Schwärze.

Dann ein Abweichen, ein Hüpfen, als behinderte ihn seine Hose, ein Schlagen mit den Flügeln zwischen den Weinbergzeilen.

Wieder ganz Vogel, hebt er sich in einiger Entfernung noch einmal flatternd auf einen Pfosten.

Oder seine Flügel berühren in weichem Heben und Senken, Streicheln, kaum den See glitzernder Drähte im Wind.

DER BLÜHENDE APFELBAUM

Schräg lehnt sich der Stamm gegen den Wind, trägt zuerst einen blinden Stummel.

Diesem gegenüber, hinauf und noch weiter zurück in den Wind drängt sich eine Gemeinde schwarzer Ellbogen.

Sie tragen in Fülle mit grünzarten Büscheln und weißen Blütenbüschen dicht besetzte Zweige.

Jährlich gleich verläuft dieses Dorffest, wo über Tage der Frühling gefeiert wird.

Ein seltsamer Tanz muß es dann sein, wo die Ellbogen in den dunklen Anzügen fast unbewegt bleiben, die Zweige aber heftig wiegen.

Gegen Ende der Feiertage löst der Wind runde Laibchen aus den weißen Bäuschen und wirbelt sie auf.

Nochmals.

Das schräge Wachstum des Stammes und eine starke Beschneidung schaffen jenen leeren Raum im Windschatten der Ellbogen an Ellbogen festlich gedrängten Gemeinde, den gegen Ende der Frühlingsfeier nur er, der Wind, mit weißen Blütenblättern füllt.

DIE MAGNOLIE

Ihre Blüten, um sie hier wieder zu zitieren, sind noch nicht zur Entfaltung gekommen, bilden noch kein weißes Volumen, beanspruchen so noch nicht Augenfälligkeit.

Ihre stummen Zeugen in der Straßenbahn drehen nur und doch die Köpfe, als verfolgten sie das Nachspiel eines kleinen Unfalls. Sie aber springen nicht auf, bieten kein Schauspiel, zeigen selbst keine kleine Bewegung.

Was einem Staunen gleicht, vergißt dann seinen Anlaß oder verrät ihn an die Ordnung der Jahreszeiten.

In Erinnerung bleiben hier ihre Marzipanflammen, eine Attraktion für Kinder, und die noch offenen Zwischenräume, welche den Blick freigeben auf den sonst kahlen Park.

Wenn sie in voller Blüte steht, wird sie kaum mehr Beachtung finden.

DIE BIRKE

Die Zielstrebigkeit formt sich in ihr um zu einem Wiegen, und was sonst ein Gebäude ist, wird durch sie zum Baum.

Ersteres aber geschieht durch die Arbeit des Windes in ihren Blättern.

Er hebt und wendet sie so flink, daß sie vibrieren im Licht und mit ihrem Flimmern ein dünnstimmiges Rieseln hervorbringen.

Bei allem fleißigen Blättern in einem Lesesaal gleicht die Arbeit dort eher dem trägen Wogen der Algen im See.

Der Wind arbeitet mutiger und vielleicht auf Kosten der Geduld im Einzelnen, auch wenn er manchmal nur in einer abgelegenen Etage seiner luftiglichten Bibliothek blättert.

Sie ist nicht auf Undurchdringlichkeit angelegt, nirgends findet seine leidenschaftliche Unablässigkeit mehr Lust und Glück.

Sie läßt ihn tändeln an ihren äußersten Rändern, er bringt in sie ein lässiges Schwenken, dann sträubt sie sich, stellt ihre Blätter auf, bis er wütender ganze Stöße davon hebt und wirbelnd in die Höhe wirft, sie antwortet seiner Wut mit Geflüster.

In den heftigsten Anfällen nur bringt er sie zum Rauschen durch sein wildes Stoßen und Zausen, ihr feinnerviger Körper bebzt dann, als läge sie in Wehen.

Nicht die Ruhe ist so das höchste Gebot in ihren hellen Räumen, und sie kennt nicht das gewichtige Schwanken und Schweigen der Weide.

Läßt der Wind nach, für die Zeit einer Stille, atmet sie leicht, ohne Trauer oder Langeweile, ihre Gänge nur leuchten dann weiß.

Mit ihrem Lichtbedürfnis steht ihre lockere Krone im Einklang, am späteren Nachmittag glitzert nur sie noch im Wind.

DEIN FENSTERBRETT

Kaum ein Ort scheint ungeeigneter zur Eroberung der Welt, denn wer wird, wo sonst Blumentöpfe und Einmachgläser stehen, sein Blut vergießen wollen.

Es bildet, geteilt in Zwischenfenster- und Fensterbrett, eine Fläche

in der Größe eines Kindertischchens, und das nur bei geöffnetem Innenfenster, denn sonst ist es zum Spielen vielleicht noch gut, zum Schreiben aber zu schmal.

Hier geht es also um die Eroberung des Arbeitsplatzes.

Seine Zweiteilung erfolgt durch die Innenfensterleibung, über zwei Stufen steigt es dort an.

Die einfache Trennung in Innen und Außen ist an diesem Ort aufgehoben, ist man hier doch so gut bei sich wie draußen.

Andererseits wird sie durch seine Zweiteilung auch reflektiert.

Das Zwischenfensterbrett zeitigt von seinen Enden zur Mitte hin eine bis zur völligen Kahlheit fortschreitende Abblätterung der weißen Farbe.

Aber nicht der Herbst sondern die ersten Tautage bieten ein diesem Prozess ähnliches Bild.

Denn da die Ablösung vom Holz gemäß seiner Maserung in Längsrillen verläuft, gleicht ihr zuerst der nur noch in den Furchen mit Schnee bedeckte Acker.

Genauer besehen aber ist diese Abblätterung nichts als ein Einsetzspiel, das durch den Einfluß der Zeit in verkehrtem Sinn gespielt wird.

Denn dort, wo früher rechteckige oder rautenförmige Blättchen das Holz bedeckten, zeigt dieses jetzt nur noch durch schwarze Umrisse ihren vorherigen Ort an.

Große Teile des gegen seine Mitte zu kahlen Holzes sind schließlich bis zur Unsichtbarkeit selbst der gröberen Maserung geschwärzt.

Das eigentliche Fensterbrett zeigt großflächigere Formen der Abblätterung.

An seinen Enden ist die weiße Fläche nahezu geschlossen, dann bilden Risse noch keine Blätter, erst gegen seine Mitte zu und in einer schmalen Übergangszone zum kahlen Holz fehlen oder liegen sie hier auf.

Das Holz ist eher gefleckt, bleichgeraffelt oder gerötet glatt, als durch Linien strukturiert, die verlorengegangenen Blätter hinterlassen hier kaum Spuren.

Was ist mit dieser Eroberung außer einem Arbeitsplatz gewonnen, wenn nicht dein Fensterbrett im Zustand der Verwitterung.

DAS PACKPAPIER IM WIND

Befreien wir es von jeder Willkür oder Absicht, vermuten wir vorerst nicht mehr, als was ohne Vorurteil verfolgbar ist.

Die Sprache wird uns diesen Vorsatz vereiteln, vom ersten Wort an, und so bleibt nur, uns ihr zu überlassen, in der uns je eigenen Art, bevor wir es verlieren.

Also wirft es sich uns ins Blickfeld, wird geworfen, von unten herauf, in das durch den Fensterrahmen begrenzte Blatt Sicht.

Vollzieht eine Pirouette, ohne Vollkommenheit oder Anspruch darauf, eine Drehung gemäß seiner verfaltete-geknitterten Form, legt sich so gegen und in den Wind, daß er es in einer ruckartigen Kreisbewegung dreht, wird gelegt.

Dann ein langsames Hinaufziehen, ein Wanken, es schwebt, steht, gestellt, unter dem Fensterkreuz, unter das Fensterkreuz, zeigt ein Gesicht, ineinanderverschobene Rauten, ein Holzschnitt, wird gezeit, dann ein Dehnen, ein Sinken, ein Wippen.

Mit einem Schlag zersetzt der Wind das Bild, reißt es hinunter, wird von ihm gerissen, in die Sichtbarkeit, wirft sich auf, in ihm, noch einmal hinauf steigt es, wird es gehoben, und hinaus aus dem Blickfeld, unwiderruflich.

Hier wird es wieder in Erinnerung gerufen, ruft es sich, treibt wieder vorbei, vor uns, wird getrieben, von uns, in der Sprache, durch den dem seinigen ähnlichen Widerstand.

DER LÖWENZAHN

Auch in ihm lebt der Wunsch, sich dem Himmel einzuprägen, und er trieft von Farbe, schwergelb, der Kapselpinsel, wenn jener offen ist und warm.

Der lange Schaft dient nur diesem seinem Wunsch, balanciert seinen heftigsten Ausdruck, die in immer engeren Kreisen sich drängenden Zungen, auf seiner Höhe.

Gegen die Mitte des Pinselkopfs zu stehen diese so dicht, daß sich ihr Gelb zu überschlagen droht und sie dort, der Sonne ähnlich, einen dunklen Ring bilden.

Er entwächst einer Rosette von lanzettlichen Blättern, verdrängt mit ihrer Hilfe das stillere (deshalb nicht anspruchlosere) Gras, um so seinen Wunsch vor dem Ersticken zu schützen.

Diese seine gezähnten Waffen haben ihm seinen Namen gegeben, denn an ihnen wird er, wie es die Art des Menschen ist, am leichtesten erkannt.

Eine zähe Kraft muß bei solcher Gewalt und Sorgfalt seinen Wunsch nähren, und wer schon ausgezogen ist gegen ihn, mit dem Küchenmesser, kennt sie, die Wurzel.

So hoch sein Wunsch den Schaft treibt, so tief bindet sie ihn an die Erde, je größer er ist, umso stärker hält sie an der Unmöglichkeit fest, um ihn auszurotten, muß man sie ausstechen.

Sie treibt ihn gleich mehrfach aus ihrem Hals, und so ist seine Äußerung nie selten, wird er geschnitten, bringt sie ihn von neuem hervor.

Einem trüben oder dunkelnden Himmel verschließt sich sein Wunsch, kehrt zurück in die Kapsel, die Knospe, hüllt sich in Schweigen, bekränzt nur von einem schäbigen Kragen.

Er steht dann, höher und doch grüßen in grün mit und unter dem wunschlosen Gras, nimmt sich zurück, blüht nicht wider die Zeit, gemäht scheint die Wiese, nichts als das Atmen im Wind.

(Wenn ihm nur einmal, an einem endlosen Sonntagnachmittag, sein Wunsch erfüllt würde, er auffliegen könnte gegen den nurblauen Himmel, um diesen mit einem riesiggelben Fleck zu beleben — doch er bleibt der Unmöglichkeit treu, treuer als jeder noch so leuchtenden Erfüllung. Nehmen wir sie also auch hier zurück, setzen wir sie in Klammern.)

Wenn er gereift ist zu einer grauweißen Kugel, leicht genug um den Himmel nicht zu erreichen, fliegen seine Früchte, seine Samen, auf und oft bis über die Dächer, um sogar dort seinen immergleichen Wunsch zu äußern.

Sie gleichen farbarren Fächerpinseln, erinnern in nichts mehr an die tiefgelben Zungenblüten, diese sind abgefallen.

Zuletzt bleibt nur ein kahler Kopf und der schäbige Kragen, ein Malstock, ein lächerliches Gerät unter einer unerreichten Leinwand.

DER STUHL

Wie er mich teilt, in senkrechte und waagrechte Stücke, ohne mir Gewalt anzutun — das ist schon geschehen, ich habe auf ihm sitzen gelernt —, schreibe ich hier von ihm, in Abschnitten.

Stuhl nennen wir jenes mäßig sperrige Gerüst, vierbeinig und mit einem Hals, der Lehne, die in meinem Fall aus einem Rahmen und drei Leisten, Zeilen, besteht, welche den durch den Rahmen umschriebenen Raum in zwei größere und zwei kleinere Zwischenräume teilen.

Seine hölzerne Härte macht ihn zu einer der spartanischsten unter den sogenannten Sitzgelegenheiten, er bildet ihr Fußvolk, wird bei Raufereien in Gasthäusern, Bars oder Straßen oft in Stücke geschlagen.

Doch die größeren Verbrechen geschehen seltener an und auf ihm, er erlaubt nicht die Hinterhältigkeit, womit aus dem Sessel

gesprochen wird, oder verdeutlicht zumindest manchmal die Qual des Sagens.

Andere Kulturen sind der Erde auch in ihren Sitzgewohnheiten näher geblieben, verwenden vielleicht Matten oder Kissen, leiden und verbrechen so weniger mit Hilfe von Stühlen oder Sesseln. Mit Feingefühl unterscheidet die Sprache den Stuhl vom Pfuhl, verwirft so von Anfang an bei aller Ähnlichkeit einen gemeinsamen Ursprung.

Daß sich Stühle mit Leichtigkeit ineinander fügen, ist eine Errungenschaft neuerer Zeit; die älteren legten sich nur je zwei und zwei und Sitzfläche gegen Sitzfläche aneinander, bildeten so Paare oder verfangen sich dann in einer unauflöselichen Verwirrung, auf einen Haufen geworfen, als sie nicht mehr genügten.

Die neueren bilden, bieten, eher eine Schale als ein Gerüst, sie setzen den Körper nicht frei, begütigen und bezwingen ihn eher durch ihre schmiegsame Härte; sie dienen der Beschäftigung mehr als der Ruhe, stehen in Sälen, Räumen und Zimmern jeder Art, an Straßen und auf Plätzen, gereiht oder verteilt, oder vor einem Schreibtisch und dahinter der Sessel.

Oder sie verlieren ihre Beine, stehen festgeschraubt auf einem Fuß, oder schweben, mit dem Tisch durch ein schwenkbares Rohr verbunden; so schränken sie die Sitzfreiheit zusehends ein, verbieten ein ausgiebiges Zurücklehnen oder ein Seitlichdrehen zum Tisch, ein Übereinanderschlagen der Beine, ein Schaukeln.

Sie lehren uns Anstand beim Essen oder stummen Fleiß bei der Arbeit und verweisen die Entspannung an den Sessel, wo sie sich mit dem Verrat trifft, oder ans Sofa, dort muß sie zur Trägheit werden.

Und er, der Stuhl, wird wieder vermehrt produziert, doch mit ihm nicht auch das entsprechende Sitzen, es ist unstätiger und andauernder geworden.

Besonders zu festlichen Anlässen soll der Stuhl noch einmal und immer wieder seinen früheren Dienst erweisen, doch, selber ein Zitat, kann er dem Schalentier von Körper nur zitierte Würde diktieren.

Er war einmal ein Ding, woran ich mich angeschlagen und aufgerichtet habe, bevor ich darauf gesetzt worden bin und gelernt habe zu sitzen, ein Vierbeiner, stur wie ein Esel und ebenso geduldig.

DIE KUH

Sie richtet sich in die Landschaft auf, hebt ihren Arsch in die Höhe, ein Moment Andacht, kein unbefleckter Leib jetzt, sie zeigt die Reste ihres endlosen Mahls, eine feuchtbraun verkrustete Platte. Ihr Schwanz schwankt als eine Art Wedel dazu, ein stummer Akt der Gewalt gegen den Himmel, keine weißen Ärmel, zwei dreckbeschmierte Beine strecken sich durch.

So kniet sie im Gras, zögert, wieder ganz Kuh zu werden, beugt sich unter dem eigenen Opfer.

Ein zarter Moment, verglichen mit dem, was er trägt, dem am steifen Rücken als Verdammnis hängenden Pansen und ihrer prallen Frucht, rein von Schmutz, verwandelt in Milch, ihrem Euterkelch voll Blut.

Dann steigt sie doch vom Kreuz herab, unbeholfen, hebt sich, schnell, um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, auch auf die vorderen Beine, es klingelt, die Kuh, schwer genug, steht.

DAS PFERD

Ein Ausbund an schwarzen Haaren, am Ansatz braunlicht,
zwischen den gepolstert vollen Backen.

Fournier, maserlos glänzend, und das Mehl darunter in Bewegung,
ziehend, sich wölbend und fließend, auf wie ab.

Diszipliniert von einem locker aufliegenden Gerüst aus dunklem
Leder und metallenen Ringen.

Das Kummet, gefüttert mit seinen Haaren, hartgepreßt, eine
tanzende Spitze.

Locker wieder das Streifen des Zügels über die hochgestellten
Backen, und über allem Gerassel die Hellhörigkeit der sich
wendenden Ohren.

Die Sonne spiegelt das Stumme der Bewegung wieder als Glanz auf
der prallen Olivenhaut.

DER BLÜHENDE HOLUNDER

Dutzende von weißen Scheiben über grünzarten Blättern, ein
hochheiliges Fest nach einem Winter zwischen Linealen, Bleistiften,
Buchstaben und Zahlen.

Die blütenreichen Dolden duften kaum, das Holz aber ist voll im
Saft, die Blätter dicht, ein herber Geruch füllt die stille
Versammlung.

Brav hält jedes seinen Schein der Sonne entgegen, die schwitzenden
Buben und die andächtigen Mädchen, versteckt in dem sie
überragenden Gebüsch.

Kaum würde eines wagen, jetzt zu pinkeln, im Schutz der feierlichen
Hitze, man könnte ein leises Rascheln hören.

Mit dem Verblühen ist es wie mit dem Heiligenschein, nach einer
Woche halten ihn nur noch ein paar Verspätete in die Höhe.

DER WEIN

Er läßt nichts sein, wie es ist, der Wein, macht alles bewegt und
unwiderruflich geschehen, so zum Beispiel den Zwetschkenbaum.

Der biegt sich wie jetzt unter Schmerzen und ist wie für immer
gebogen, mich macht der Wein in ihm sich winden und in seinem
gewundenen Stamm jeder Qual ein Ende.

Die Laternenstange ist dagegen ein Schnitt in das betrunkene
Bewußtsein, ähnlich dem Glockenschlag vom Kirchturm her für
den, der stundenlang vergeblich wartet.

Der Wein zieht Dinge vor, die seiner Art, das Geformte zu formen,
entgegenkommen durch ihr Wachstum, so den Zwetschkenbaum der
Laternenstange.

Ist er weit genug, biegt er auch diese, macht einen nach ihr greifen,
der Klinge, und die Wunde vergessen.

Doch vorher immer wieder das Strömen und Stauen, das
Ausweichen und Aufsteigen, bis ein Strunk den Fluß bricht, der
Wein rauscht, und als Abendhimmel darüber ist der
Zwetschkenbaum dann gebrochen, als Schweigen im Flußschatten,
und dann wieder das dunkle Lachen, womit er in immer dünnere
Äste zerreißt.

Später ist es, als streichelte eine Hand die geschlossenen Lider, wenn
meine schon müden Augen ihn begleiten, seinen Stamm entlang
hinauf bis unter das Laub und wieder hinab.

So macht der Wein, daß das Geschehene geschieht, und macht es
unwiderruflich geschehen, so trennt er einen von neuem wieder, und
es ist dann, als läse ich im Zwetschkenbaum, ohne Verstehen und
Ende, nur immer den einen Abschiedsbrief.